

# WILDES REISEN



Der Pinzgauer Weltenbummler  
Gottlieb Eder reist in die Mongolei

edition  
riedenburg



**MONGOLEI!** Reiseprospekte und Internet-Recherchen versprachen unglaubliche Eindrücke in den endlosen Weiten der zentralasiatischen Steppe. Doch die Realität sieht anders aus: Das Hotel ist verwahrlost, und die stille Idylle der Jurten-siedlung außerhalb des Speckgürtels von Ulan Bator wird von penetrant stinkenden Plumpsklos ohne fließend Wasser geprägt.

Auf den Kulturschock im Moloch der Hauptstadt folgt das ersehnte Naturerlebnis, denn Gottlieb Eder macht sich gemeinsam mit seinen Reisegefährten auf den Weg Richtung sibirische Grenze. Rentiernomaden und unbegradigte Flüsse sind das Ziel für den passionierten Fliegenfischer. Dann jedoch geht es rasant bergab. Und zwar nicht nur im Landcruiser, sondern auch mit seinen Eingeweiden. Bis Gottlieb Eder eines Tages mutterseelenallein durch die Landschaft irrt und seine Körperfunktionen kaum noch aufrechterhalten kann.



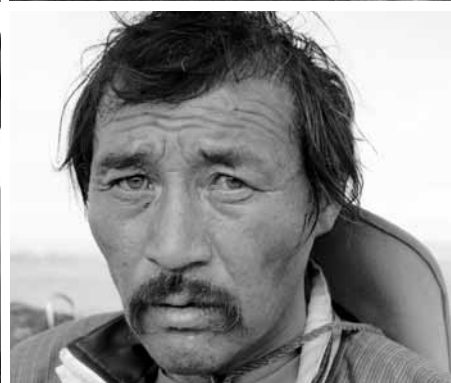
**GOTTLIEB EDER** ist im Sternzeichen des Schützen geboren. Sein Fernweh liegt somit in den Sternen. Schwimmen, Tauchen, Raften und Fliegenfischen zählen zu seinen Steckenpferden. Im und am Wasser fühlt er sich wohl wie ein Fisch. Gottlieb Eder hat landwirtschaftliche Wurzeln und sein Lebensmittelpunkt ist der Pinzgau. Dennoch zieht es ihn immer wieder in die Ferne. Besonders naturbelassene Flüsse oder weitläufige Landschaften, wie sie in der Mongolei zu finden sind, haben es ihm angetan.

 edition  
riedenburg  
editionriedenburg.at



9 783990 820117

ISBN 978-3-99082-011-7



*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.*

**Hinweis:**

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die schriftlichen Ausführungen des Autors sind subjektiv. Das vorliegende Buch versteht sich nicht als Reise-Ratgeber.

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr. Weder Autor noch Verlag können für eventuelle Nachteile oder Schäden, die aus den im Buch vorliegenden Informationen resultieren, eine Haftung übernehmen. Eine Haftung des Autors bzw. des Verlags und seiner Beauftragten für Personen-, Sach- und Vermögensschäden ist ebenfalls ausgeschlossen.

**Markenschutz:**

Dieses Buch enthält eingetragene Warenzeichen, Handelsnamen und Gebrauchsmarken. Wenn diese nicht als solche gekennzeichnet sein sollten, so gelten trotzdem die entsprechenden Bestimmungen.

2. Auflage	November 2018
© 2015–2018	edition riedenburg
Verlagsanschrift	Anton-Hochmuth-Straße 8, 5020 Salzburg, Österreich
Internet	<a href="http://www.editionriedenburg.at">www.editionriedenburg.at</a>
E-Mail	<a href="mailto:verlag@editionriedenburg.at">verlag@editionriedenburg.at</a>

Autor	Gottlieb Eder, Uttendorf
Lektorat	Dr. Heike Wolter, Regensburg

Bildnachweis	Cover: © Vector Tradition – Fotolia.com Schamanen-Fotos auf S. 165 © Ingo Striek Sämtliche andere Fotografien © Gottlieb Eder
--------------	---

Satz und Layout	edition riedenburg
Herstellung	Books on Demand GmbH, Norderstedt

ISBN 978-3-99082-011-7

# Inhalt

Anreise	6
Erlebnishotel	14
Ulan Bator	20
Nationalstolz	32
Dschingis Khan	38
Hammelsterben	46
Gastfreundschaft	56
Bauernopfer	68
Steppensafari	76
Reiterspiele	84
Winterlager	92
Pferdetrecking	100
Rentiernomaden	110
Feuer	126
Flussbefahrung	130
Sternennacht	138
Taimenprojekt	142
Sishked Gol	148
Schamanen	154
Pestflöhe	166
Khövsgöl Nuur	169
Salmonellen?	176
Rückflug	184
Epilog	191

# Anreise

„Das Glück ist ein Schmetterling. Jag ihm nach, und er entwischt dir. Setz dich hin, und er lässt sich auf deiner Schulter nieder.“ Diese Weisheit stammt von Anthony de Mello. Während ich darüber nachdenke, wie ich mich meinem mongolischen Schmetterling nähere, startet das Flugzeug.

Mein Fensterplatz macht mir nach dem Schließen des Sitzgurtes erst einmal die Unsicherheit technischer Flügel bewusst. Hoffnungsvoll rotieren die Turbinen, aber die blockierten Räder verhindern das Abheben. Unruhe löst das Warten nicht nur in meinem Kopfe aus. Viel Zeit verstreicht, ehe sich das verantwortliche Team zur Aufklärung der Passagiere durchringt. Ein massiver Brandherd bedroht eine Frachtmaschine im Anflug. Sämtliche Feuerwehren werden zur Rettung der Maschine an den Pistenrand dirigiert. Die Notsituation bedingt, dass jede Starterlaubnis rigoros verweigert wird.

Wenige Minuten später schiebt sich ein Fahrzeug mit einem auffallend großen Buckel am Bug, ähnlich der hohen Stirn von Delphinen, in den Blickwinkel meines Bullauges. Immens ist der Aufmarsch an zuckenden Blaulichtern. Vom Rumpf verhüllt sind die Feuerzungen. Dunkle Rauchschwaden dringen in Schüben aus einer undefinierbaren Stelle der Metallhaut. Näher rücken die Löschfahrzeuge dem Qualm. Allmählich legt sich sanft die Dämmerung über das Areal und verschmilzt mit dem Pulsieren der Rauchwolken. Viele gleißende Scheinwerfer ersetzen das weichende Naturlicht. Sie sorgen für ein fast taghelles Ausleuchten des Unfallortes.

Eine geschlagene halbe Stunde später kündigt der Pilot einen weiteren Aufschub des Startrituals an. Doch geduldig und mit Verständnis harren wir Fluggäste auf das erlösende Vibrieren der Triebwerke. Im Schneckentempo rollt unsere Maschine zu einer freigegebenen Startbahn und steht mit elf weiteren Flugzeugen im Halbkreis aufgereiht im Stau. Exakt im Intervall von zwei Minuten entlässt der

Tower die Flugzeuge in den düsteren Himmel. Sanft kupiert ist die satte Wolkendecke. Sie erinnert mich an eine unendlich weitläufige „Buckelpiste“ auf nicht präparierten Skiabfahrten. Das zarte Himmelslicht betont eine Flanke der Formation. Abgrenzender Schatten nistet in den Mulden. Grautöne vernetzen den Kontrast. Am ferneren Horizont schließt waagrecht ein Regenbogen an, der sich mit blassen Spektralfarben in das Blau des Firmaments verabschiedet.

Angesichts der Reisenden sinniere ich weiter: Das Halten von Hühnern in Legebatterien ist verboten. Dem durchschnittlich beleibten Menschen in Normalgröße jedoch muten die Flugzeugbauer erhebliche Belastungen auf Langstreckenflügen zu. Wirtschaftliche Interessen bestimmen den Abstand zwischen den Sitzreihen. Geld kommt vor Gesundheit. Gewitzte Reisende verstauen ihr Handgepäck im unbescheidenen Ausmaß von Koffern oder bauchigen Taschen rasch in der Ablage über den Köpfen. Platzmangel führt regelmäßig dazu, dass die Letzten ihre Utensilien mit Aufwand unter den Sitz quetschen müssen und sich so der eigenen Fußfreiheit berauben.

Neben mir in den Sitz hat der Prototyp eines Sumoringers seine Masse gezwängt. Er müsste wohl seine muskulösen Arme in die Höhe strecken, um mein Revier nicht in Beschlag zu nehmen. Ohne Gewissensbisse rammt er mir den Ellbogen in die Rippen und fällt alsbald in einen entspannten Schlaf. Meinen Widerstand scheint er nicht zu spüren. Sein Gaumensegel rasselt mit dem Sound der Turbinen um die Wette. Übergriffig behindert der Koloss meine Entfaltungsmöglichkeiten. Unbehaglich wärmend wirkt sein Körperkontakt. Auch die verströmten Pheromone sind kein Fest für meine Nase. Eingeengt finde ich kaum Platz zum Atmen.

Als Nächstes beschäftigt eine verpfuschte Vorsorge bezüglich möglicher Venenprobleme meine Gedanken. In bunten Bildern geistert die Panne vor meinen Augen. Vorbeugen ist ja bekanntlich besser als heilen. Das führte mich zwecks Informationsbeschaffung in die Ordination: „In deinem Alter und mit den frisch operierten Krampfadern“, meint ehrlich besorgt mein beratender Hausarzt und Freund, „würde ich auf jeden Fall der Gefahr einer Venenthrombose vorbeugen.“ Zur Verstärkung seiner Worte drückt er mir den Befund eines Berufskollegen in das Gewissen. Auf einem Langstreckenflug hatte den Mann eine Lungenembolie mit Komplikationen erwischt. Aus-

gelöst durch eine Thrombose des gesamten Beines. Verunsichert leiste ich mir gerne die kostbaren Spritzen. Der Anschauungsunterricht bezüglich der Nadelsetzung erweitert mein bescheidenes medizinisches Basiswissen. Versorgt mit einer minimalen Reiseapotheke verlasse ich beschwingt die Praxis.

Verdammter Yakmist! Ungeübt im Umgang mit Nadeln und Spritzen, vermurkse ich im schummrigen Licht des Klos ein erhebliches Volumen der Thromboseinfusion. Angesichts des langen Stechaparates quetsche ich eine dicke Gewebefalte auf dem linken Oberschenkel zusammen. Neuerlich ramme ich mir, diesmal mit mehr Mut, die Nadel bis zum Anschlag in das Fleisch und injiziere den Rest der Lösung. Total verunsichert durch die nicht einschätzbare Vergeudung der Vorbeugung suche ich das Erste-Hilfe-Zentrum auf. Geduldig hört sich die Frau mein Klagelied an und verweist mich zur Apotheke. Ohne Rezept verweigert mir die Belegschaft den Wunsch nach einer Ersatzspritze. Eine Schachtel voll Tabletten gegen Kopfschmerzen ist ihr alternativer Vorschlag.

Mein konfuser Adrenalinpiegel beschert mir chaotische Bocksprünge. Eigentlich liegen mir Reisen und Fliegen im Blut. Alpenrundflüge zu besonderen Anlässen haben schon vor Jahrzehnten für Respekt gegenüber der Naturkulisse gesorgt. Aus der Sicht der Adler genieße ich das phantastische Profil der Erdkruste. Euphorische Schwingungen bereitet mir der Tiefblick aus dem Fenster. Platt die Nase an die vibrierende Scheibe gedrückt, sauge ich die Eindrücke der vorbeihuschenden Landschaft wie ein Schwamm auf. Und nun die keimende Angst, das Unruhegefühl, das allmählich den ganzen Körper als Resonanzkasten missbraucht.

Ich leide nicht an Übelkeit und kalten Händen. Weder zittern die Fingerspitzen noch peinigen mich kalte Schweißausbrüche als Symptome einer bis dato unbekanntenen Flugunruhe. Nie wäre ich vorher auf die Idee gekommen, mich durch die Einnahme von dämpfenden Beruhigungsmitteln oder hochprozentigen Flüssigkeiten zu betäuben. Leider schleicht eine gedankliche Serie von fürchterlichen Unglücksfällen wie Gift durch mein Blut. Das Ausgeliefertsein gegenüber der Crew und der Technik über den Wolken kurbelt die Hirngespinnste an. Unerklärlich ist mir diese fremde Facette meines Wesens. Statistiken sind ein ausgezeichnetes Placebo, aber sie betäuben nicht meine Sorge.

Verflixt, warum müssen auch innerhalb von wenigen Wochen vor Antritt meiner ersehnten Mongoleireise zwei Airbusmaschinen von den Radarschirmen verschwinden. Mongolia Airlines – mit dem stilisierten Pferdekopf samt wehender Mähne als Logo – fliegt auch mit dem Flugzeugtyp und erzeugt das Zirkulieren der schwarzen Gedankenblitze. Mein Verstand kämpft mit Tricks der Logik gegen das Kribbeln im Bauch. Eine gewisse Müdigkeit gewinnt allmählich Oberhand. Beruhigend wirkt die Monotonie der Triebwerke.

Mit keiner Silbe hat meine Reiseagentur den Zwischenstopp in der russischen Hauptstadt erwähnt. Auf jeden Fall ist der unerwartete Zeitvertreib gesund für die Durchblutung meiner Füße. Das Stundenmaß verliert ohnehin mit Annäherung an das Zentralland des asiatischen Kontinents an Bedeutung. Entschleunigung ist kein abgeschlecktes Modewort, sondern bewährte Lebenspraxis. Statt gebuchtem Direktflug entpuppt sich „Midnight in Moskau“ als übliche Schikane. Billig tanken ist der Hauptgrund. Vorgeschieben wird der Aspekt der Reinlichkeit.

Ein Trupp der Putzbrigade – nach dem umständlichen Verlassen sämtlicher Passagiere samt ihrem Besitz – kämpft sich durch die Sitzreihen. Jedes Gepäckstück wird neuerlich vom missmutig gelaunten Personal auf verbotene Utensilien durchleuchtet. Geldbeutel, Hosengürtel und Armbanduhr folgen im abgetakelten Plastikkorb auf den Transportrollen.

Nach dem Durchschreiten der Kontrollpforte fühlt sich eine niedere Charge mit dem Habitus eines Generals berufen, uns Touristen, Geschäftsleuten, heimkehrenden Studierenden oder Europäern in Begleitung bildhübscher Mongolinnen eine gelbe Kunststoffkarte mit dem Aufdruck „Transit“ in die Hand zu drücken. Akribisch belauern uns die Uniformierten, derweil wir im Schneckentempo zum Zeittotschlagen in einen Kreisverkehr geschickt werden. Quengeln-de Kinder oder Menschen mit lautem Organ ziehen sofort strafende Blicke der bekappten Beamten auf sich.

In der Männertoilette steht das Wasser bis zum Türanschlag. Ekelhaft verschmutzt sind die meisten Kabinen. Aus den offenen Müllkübeln stinken die benutzten Papiere. Bunt durchgemischt ist das Publikum.

Der Zufall führt mich in die Fänge eines gesprächigen Herrn. Aus heiterem Himmel quatscht mich der Mann mit einem unüberhörbaren sächsischen Dialekt an. „Sind Sie geschäftlich unterwegs?“, bohrt er mir eine Frage ohne Umschweife ins Hirn. Ohne meine Antwort abzuwarten, stellt er mir seine charmante Begleiterin mit dem mandeläugigen Kleinkind auf dem Arm vor und ergänzt redselig: „Ich mache Urlaub bei meinen Verwandten und freue mich auf das Jurtenleben. Drei Wochen lang.“

„Nach der Frist“, unterbreche ich spitzbübisch, „wird Ihre mongolische Sippe wohl froh sein, wenn Sie wieder die Heimreise antreten.“ Mit meiner leichtfertigen Feststellung hüpfte ich beidbeinig in die fette Yakmilch und reizte seinen Unmut.

Lauter wird sein Ton, aber nicht unfreundlicher. „Sie haben recht, in meiner Heimat wären die Leute mit Sicherheit genervt, aber in der Mongolei hat die Gastfreundschaft einen sehr hohen Stellenwert. Ich könnte ohne Schwierigkeiten gar drei Monate lang bei meiner neuen Familie bleiben. Sie würden beim Abschied trotzdem Tränen vergießen.“

Nach dem Einsammeln des Transitstreifens – er fungiert quasi als Platzhalter – und der oberflächlich scheinenden Überprüfung der Listen tauchen ein paar neue Gesichter auf. Sie füllen die restlichen Sitzlücken auf. Aufgescheucht räumen Nutznießende der ersten Etappe widerwillig ihre bequemen Doppelpplätze. Fünf Stunden und vierzig Minuten währt der von wenigen Turbulenzen geschüttelte Flug bis zum Zielflughafen Chingis Khan in Ulan Batar. Die Zeitverschiebung frisst insgesamt exakt sechs Stunden. Verrückt tickt die biologische Uhr.

Unbelästigt durch die Zollbehörde schreite ich in die Halle. Im Schlepp meine unförmige Outdoorertasche. Prall gestopft mit dem Notwendigsten zur Fliegenfischerei, Altkleidern im wasserdichten Roll sack und einer Isoliermatte samt Schlafsack. Die Gewichtsbeschränkung auf den Inlandsflügen macht erfinderisch und reduziert überflüssigen Kram. Mein Empfangskomitee hat sich überraschend vom versprochenen Dolmetscher in ein jungliches Frauenpaar verwandelt. Absolut kein Fehler, denn mir ist ohnehin die Gesellschaft weiblicher Wesen angenehmer. Ihr Mitteilungsbedürfnis ist eine Quelle spru-

delnder Informationen. Auch haben Frauen, zumindest bilde ich es mir ein, ein geziemend feineres Gespür für Sitten und Bräuche.

Per Mail hat mir mein Organisator den perfekten Service für meine gewünschten Kulturtage zugesichert und über das Vermittlungsnetz seiner mongolischen Ehefrau abgewickelt. Offenbar erfolgreich. Gemeinsam halten die exotischen Schönheiten einen Karton mit meinem Namenszug über ihren Köpfen und weisen mir den Weg durch die wartende Menge. Höchstpönlich übernimmt die Managerin der aufstrebenden Reiseagentur den Taxidienst, um mich, den scheinbar potenten Dollarkunden, sicher mit ihrem wuchtigen Landcruiser ins Hotel zu bringen. Ihre Freundin verdient ihr Geld im Sprachinstitut und spricht fast akzentfreies Deutsch. Gemäß der Abmachung kümmert sie sich in den nächsten Tagen um mein Wohlergehen im Lande der Nomaden.

Immer noch zermürbt vom Fleischberg meines Sitzanrainers und seiner akustischen Präsenz – meine hinterhältig gesetzten Berührungen seiner isolierenden Fettringe zeigten kaum Veränderungen der Lautstärke –, registriere ich auf der Fahrt zum Hotel für mich ein gänzlich neues Weltbild.

Filzbedeckte Jurten, kreisrund und in der Farbe der Fettschwanzschafe, mit rostigem Kaminrohr im Zentrum der Kuppel, ziehen meine Blicke magisch an. In unmittelbarer Nachbarschaft steht stets ein rustikales Holzhaus als Zweitwohnsitz. Ein ideales Quartier für die Sommermonate. Rost und großflächige Flicker bilden einem Tarnkleid gleich das Blechdach. Eingefriedet ist das Grundstück mit einem mannhohen Lattenzaun. Die fast obligatorische Satellitenschüssel reicht mit ihrem dominanten Durchmesser auf Augenhöhe des Türstockes. Das private Areal ist bar jeglicher schmückender Stauden und Blumen. Brauchbares, Gerümpel und angehäufter Altlasten sowie Berge von Kunststoffmüll garnieren den wenig fruchtbaren Steppenboden. Kettenhunde bewachen den Privatbesitz.

Kartoffeln oder Gemüse sind der Hirtenkultur noch fremd. Es braucht wohl noch reichlich Überzeugungsarbeit der neuen Generation von einheimischen Medizinerinnen, um den Wert von gesunden Ballaststoffen und Vitaminen aus dem eigenen biologischen Anbau ins Bewusstsein zu rücken. Schwer haben es die Produkte des Gartenbaues, sich auf der frisch initiierten „Grünen Woche“ im

September gegen die ungebrochene Lust an fettem Hammelfleisch zu bewähren. Zudem kämpfen die einheimischen Bauern mit ihren Erzeugnissen gegen die Billigschwemme aus China an. Der Prozess des Umdenkens gärt langsam. Ihre Reifezeit braucht die Wertschätzung eigener Produkte.

Ein Grauschleier mit schwefelgelben Schichten lastet als Dunstglocke über den Vororten der Seminomadensiedlungen. Es stinkt. Die Luft kratzt im Hals. Mit Genuss täglich eine halbe Schachtel Zigaretten zu inhalieren scheint gesünder zu sein, als die mit winzigen Rußpartikelchen belastete Luft zu atmen.

Drei Kohlekraftwerke, informiert mich meine vermittelnde Dolmetscherin, erzeugen die notwendige Energie. Sie pusten rücksichtslos Abgase aus den filterlosen Schloten. An windstillen Tagen hustet das gemeine Volk im Umkreis der Anlagen. Atemwegserkrankungen und Lungenkrebs nehmen rapide zu. Betroffen sind vor allem Kinder und alte Menschen. Der Feinstaub ist sogar in den Blutgefäßen nachweisbar und entzündet die Wände. Zahnlos sind die Gesetze zum Schutz der Menschen und der Umwelt. Grenzwerte existieren nicht. Für die Betreiber zählt unterm Strich nur der Gewinn, die Güte der Luft belastet sie wenig.

Geschäftstüchtige Chinesen und Koreaner gehen nicht nur wegen der akuten Schweine- oder Vogelgrippe gerne mit Schutzmasken ihrer Wege.





# Erlebnishotel

Die schmalbrüstige Schwingtüre verteidigt den Weg zur Rezeption. Der Hausmeister, falls es überhaupt einen gibt, muss an Tinnitus leiden. Er hört das jämmerliche Seufzen des Einganges nicht. Prompt verkeile ich mich mit der überlangen Reisetasche zwischen den pendelnden Elementen. Mein Auftritt erheitert drei junge Menschen, die im Foyer auf Arbeit warten. Sie vertreiben sich den Dienst mit Fernsehen. Meine Reservierung hat perfekt geklappt. Gänzlich unwichtig scheint der Blick in meinen Pass zu sein. Der Lift ist leider ein Opfer des akuten Stromausfalles. Mit dem Zimmerschlüssel in der Hand kämpfe ich mich bis zum obersten Geschoss des Gebäudes durch. Tasche und Rucksack scheinen mit jedem Stockwerk an Gewicht zuzulegen. Feudal ist das Stiegenhaus mit dekorativen Marmorplatten gestaltet.

Nach dem Prinzip des Tausendfüßlers führen mich schließlich viele Schritte schwitzend zum Ziel. Die halblauten Flüche am Flur der letzten Etage hätte ich mir sparen können, denn nachträglich erfahre ich, dass in der Mongolei bereits das Parterre als erstes Stockwerk gilt.

Meine Vorbenutzer des Zimmers stufe ich spontan als Liebhaber von Rauchwaren ein. Mit Nikotin geschwängert ist die Luft. Die Tapeten, die am Stoß in Form von Wellen und Blasen ihr altersbedingtes Eigenleben entwickeln, sind mittlerweile imprägniert. An der schlecht isolierten Außenwand kräuseln sie sich wie Schafwolle. Ein protziges Profil einer Kunststoffleiste bildet den Übergang zum Plafond. Unprofessionell täuscht das Material edlen Stuck vor. Der vergilbte Vorhang ist an manchen Stellen eingerissen. Schlapp hängen die Fetzen gleich halbgeöffneten Türen eines Adventkalenders in den Raum. Die Löcher lenken den Blick auf die schmutzigen Fenster.

Im Bad finde ich die Brille der Toilette zersplittert vor. Sie erfordert den sorgsamen Umgang bei Sitzungen. Ausgerissen ist die Befestigung der Deckenverkleidung. Einschließlich der Abschlussleiste

schwebt sie nur mehr windschief als Dekoration am Plafond. Ich fühle mich von dem massiven Planquadrat über meinem Kopf bedroht. Verunsichert meide ich jede Erschütterung in der Nasszelle. Auch die sorgfältig geschlichteten Handtücher zeigen ihr persönliches Gesicht. undefinierbare Flecken schmücken die Webstruktur.

Im Stiegenhaus erwische ich zufällig eine Reinigungskraft. Trotz sprachlicher Gräben fasst sie den Mut, mich in mein Zimmer zu begleiten. Der Lokalausweis in der desolaten Nasszelle – ich möchte bei der Abreise nicht für die Mängel haften – entlockt ihr ein hohes Kichern. Ihr Verständnis ist mir ein kleines Trinkgeld wert. Gewissenhaft betrachtet und wendet sie mehrmals das Geldstück. Irritiert reicht mir die Frau die Euromünze zurück. Offensichtlich ist das Personal nur an Dollars, in Noten, interessiert.

Ein Fensterflügel ist auf Dauer mit seinem Stock durch massive Schrauben verbunden, aber der zweite lässt sich öffnen. Es gelingt mir von meinem Ausblick zur Straße hin nicht, einige Quadratmeter mit unversehrter Asphaltdecke zu entdecken. Risse, Sprünge und Löcher prägen das Antlitz des Belages. Ein Netz von Bitumenfugen überzieht die Oberfläche. Unglaublich verworfen sind die Platten der häufig gepflasterten Gehwege. Offene Schächte, halbfertige Baustellen und zwischengelagerte Baumaterialien zwingen zur kreativen Fortbewegung der Fußgänger nach stadttüblicher Lebensart. Geduld und Umwege sind Normalität.

Auffallend viele hübsche Frauen präsentieren sich eingehüllt in westliche Mode. Geschickt staksen sie mit hohen Absätzen über das Chaos der Wege. In der elegant abgewinkelten Hand tragen sie für jeden Passanten sichtbar das neueste Handymodell als Statussymbol. Vereinzelt mischt gar ein sturer Reiter das Bild im Verkehrsgewühl auf. Trotz der Überschwemmung mit Produkten aus China findet das Rad als Fortbewegungsmittel offenbar noch keinen Anklang. Hässliche Plattenarchitektur – ganz nach russischem Vorbild – säumt die unebenen Straßen. Üblich ist es noch immer, dass angehende Ingenieure in Moskau studieren. Sie fügen sich der Gehirnwäsche hinsichtlich des bevorzugten Baustils.

Bald verdrängt aufkommender Wind die Dunstglocke. Rasch ersetzen bleigraue Gewitterwolken den Smog über der pulsierenden Stadt. Orkanartige Windstöße sorgen für den raschen Luftaustausch

in meinem balkonlosen Zimmer. Die Zugluft rüttelt an der abgesperrten Türe. Vom losen Müllhaufen hinter dem Haus holt sich der Sturm ein Leergebinde. Im wilden Tanz jagt er die Flaschen polternd über den holprigen Boden. Mit Behagen, so erscheint es mir zumindest, laufen die Menschen ohne Panik im prasselnden Niederschlag ihre Wege. Regen ist der Segen für das Weideland und reinigt die Luft. Das Wasser von der Haut abzuschröpfen wäre bloß ein Frevel. Seltenheitswert hat die Sichtung eines Regenschirmes von meinem touristischen Hochstand aus.

Unentwegt treibt die junge Generation der mongolischen Bevölkerung ihre symbolische Pferdeherde, im kompakten Allradauto manifestiert, über die Rumpelpisten. Unbegreiflich ist für mich ihre wilde Leidenschaft zum Hupen. Das Klangbild der akustischen Warnung reicht von Pferdegewieher ähnlichen Geräuschen über Folgetonserien bis zum Sound eines Nebelhorns. Normale Töne, nach Machart des Herstellers, sind lahme Ohrwürmer. Sie erregen kaum Beachtung. Jede Veränderung im Verkehrsfluss, die Verminderung der Geschwindigkeit zwecks Parkplatzsuche, Ausparken, banales Abbiegen oder Überholen reizt wie selbstverständlich zur Betätigung der Schallquelle. Der Lärm verdichtet sich durch die ungewöhnlichen Frequenzen zur ungesunden Klangmeile. Für westliche Gehörschnecken ist die Geräuschkulisse mehr als gewöhnungsbedürftig.

Stinknormal ist es, dass abenteuerlustige und geschäftstüchtige Männer per Flug nach Deutschland reisen und gebrauchte Markenautos kaufen. Im Kofferraum liegen – quasi als blinde Passagiere – alkoholische Getränke und Zigarettenstangen bereit. Die Mitbringsel lösen im stillen Einvernehmen die Probleme bei den nicht ausbleibenden Straßenkontrollen in Russland. Geschenke erleichtern und beschleunigen die Grenzübertritte. Erreichen die Helden unfallfrei im Konvoi ihre Heimat, finden die Luxus Schlitten rasch neue Liebhaber. Der Gewinn ist beträchtlich.

Mein Körper sehnt sich nach der Strapaze der langwierigen Anreise nach waagrecht Ausstrecken. Der Geist ist hingegen aufgewühlt. Die Fülle der Eindrücke lässt nicht locker. Nur wenige Stunden bleiben mir zur Regeneration, bevor mich die Dolmetscherin zur Stadtextkursion samt Besuch der wenigen Sehenswürdigkeiten erwartet. Dunkle Haufenwolken drängen sich über der Hauptstadt

zusammen. Ihre Reibungsenergie entlädt sich mit rasanten Blitzfolgen. Krachend schmettert die vom Blitz erwärmte Luft wieder zusammen und das Rumoren des Unwetters erschwert die Erholung.

Eine halbe „Schlafmütze“ voll liege ich wegen eines Buchungsfehlers im falschen Bett. Höflich werde ich zwecks Umquartierung aufgescheucht. Durch den Umzug verbessert sich der Ausguck, dafür lärmt der Verkehr tief unter meinem Fenster auf einer zweispurigen Stadtautobahn vorbei.

Moderne Glaspaläste schießen frech neben faden Bauten in die Höhe. Weit überragen sie die trostlosen Nachbarn mit ihren zerbröselnden Fassaden. Zahlreiche Baukräne bestätigen den Aufbruch. Auch der Zweck des Wohnungsbedarfs kann die hässliche Plattenarchitektur nicht heiligen. Pure Not an bewohnbarer Fläche und die hohen Zimmerpreise zwingen die Bewohner zum kreativen Auslagern ihrer Besitztümer auf die winzigen Balkone. Auf den Flanken der umgebenden Hügel finden die Zuwandernden billigen Platz und triste Verhältnisse. Geduldet auf dem Magergürtel rund um die städtischen Betonklötze.

Rund siebenzig Prozent der Menschen der Millionenstadt Ulan Bator hausen in den Vororten als sesshafte Halbnomaden. Strom sorgt für den Luxus von Licht, Rundfunk und Fernsehen. Abwasserkanäle sind hingegen noch ferne Utopien. Auch fließt kein Wasser bequem aus dem geöffneten Hahn, sondern muss noch zu Fuß in voluminösen Milchkannen von öffentlichen Zapfstellen abgeholt werden. Altmodische Kinderwägen tragen das Gewicht. Der Raubbau an Brennholz verzehrt wie Feuer jegliche Vegetation.

Der Geschäftsführer des Hotels stammt aus Korea. Ein Einheimischer bekleidet den Vizeposten. Jede Gelegenheit packt der strebsame Mongole beim Schopf, um seine Deutschkenntnisse mit meiner Hilfe aufzuwerten. Ständig taucht er mit einem charmanten Lächeln und einer Liste mit wichtigen Phrasen auf. Mit Vergnügen darf ich Sinn, Wortstellung und Rechtschreibung korrigieren. Er will weg, um sich selbst, in gehobener Position, zu verwirklichen. Er liebt sein Land, beteuert er immer wieder. Nur zeitlich begrenzt sei die Flucht aus der Heimat.

Beim Abendessen im Hotel beobachte ich von meinem Sitzplatz, einer Theaterloge gleich, eine chinesische Großfamilie beim Fest-

schmaus. Eine Familienfeier scheint der Anlass des kulinarischen Treffens zu sein. Die Kinder lümmeln mehr auf der Tischplatte als auf den zugewiesenen Sesseln. Auf einer großen, drehbaren Holz-scheibe reihen sich dicht gedrängt die Köstlichkeiten für den asia-tischen Gaumen. Mit Geschick schlürfen die Leute auch glitschige Speisen mit Hilfe der Stäbchen lautstark in den saugenden Mund. Geflügel und Fisch sind nicht in mundgerechte Portionen zerwirkt. Mit geübter Beweglichkeit des Kauapparates und geschürzten Lip-pen lutschen sie das Fleisch von den Knochen oder filigranen Grä-ten. Kaum einer legt die abgenagten Skeletteile mit den Stäbchen oder Fingern auf die Ablage zurück. Mit der Zielsicherheit eines Lamas spucken sie die schwer verdaulichen Reste neben ihre Tel-ler. Rülpsen und Schmatzen untermalen als akustische Beweise die Zufriedenheit.

Die rechte Zubereitung des Mahles trifft den Geschmack der Leute. Vorwiegend Grüner Tee fördert die Speichelproduktion. Er erleich-tert die Gleitfähigkeit des Gekauten. Immer wieder wird lautstark nach Nachschub verlangt. Im Laufe des Festmahles häufen sich neben den Tellern, je nach Treffsicherheit, die Knöchelchen, Rippen und zierlichen Gräten. Die Berge verraten die Vorlieben der Genie-ßerin oder des Genießers.

Mit ersichtlichem Wohlbefinden knabbern die Glücklichen an den Hautlappen der Scharrfüße. Begehrt sind die Krallen der Hühner. Zum Gaudium der Gesellschaft rotiert auf dem Drehtablet ein ge-garter Kopf eines Federviehs. Eine Roulette-Kugel wird mit den Augen wohl nicht kritischer auf ihrem Weg verfolgt als der kreisende Schädel. Reibungsverluste bremsen rasch die Rotation. Die Peilung des Schnabels löst stets Heiterkeit aus. Unverständliche Diskussio-nen folgen. Nicht die Auswahl einer Zeche zahlenden Person oder das Opfer für die finanzielle Tilgung der nächsten alkoholischen Runde steht vermutlich zur Debatte, sondern die oder der Glückli-che muss der Tafelrunde ein Lied vortragen. Vielleicht ist gerade der Mangel an Sangeskunst, das Unvermögen, wohlklingende Töne zu erzeugen, eine geschätzte Mutprobe. Verkehrt proportional ernten gerade die fiesesten Sänger den kräftigsten Beifall.



# Hammelsterben

„Fährst du durch die endlose Steppe, dann singe“, meint meine Übersetzerin während der kurzen Pause. „Warum?“, frage ich erstaunt. „Damit die Einsamkeit verfliegt.“ Sie schiebt gerade eine neue CD in den Schlitz des Gerätes mit den überdimensionalen Lautsprechern im Fond des Wagens. Das Auto gehört ihrer Freundin. Sie hat sich als Privattaxi für die Landpartie aufgedrängt, um am Dollarregen mitzunaschen. Zahlreiche Dellen an den Kotflügeln sowie eine geknickte Stoßstange sind Beweise des harten Einsatzes. Anstelle der üblichen Fensterscheibe in der hinteren Türe schützt eine straff verklebte Folie vor dem Eindringen des Regens. Wir sind auf dem Weg zum Zweitwohnsitz der Familie.

Auf einer wichtigen Ausfallsstraße stecken wir im Stau. Auslöser ist die öffentliche Wiegestation. Aus beiden Fahrrichtungen scheren laufend Lastkraftwagen aus. Mit Planen festgezurrte Schafwollberge auf der Ladefläche. Unförmig bauscht sich die leichte Fracht. Vom Winde verweht hängen Wollfetzen an den Hindernissen. Das Exportgut ist für China bestimmt.

Schafherden lagern im Sichtbereich der Vororte. Vor Angst dicht gedrängt, schwitzen die Wiederkäuer. Tümpel und die ekelhaft verschmutzten Wasserläufe in den Niederungen sind als Tränken vorgesehen. Schon seit vielen Wochen ziehen die Wanderhirten mit ihren Tieren Richtung Hauptstadt. Extreme Treibstrecken bis zu tausend Kilometern sind dabei keine Seltenheit.

Die Familien rechnen mit der Kauflust der Städter anlässlich des berühmten Naadamfestes. Gedrängt an den Bretterschlag oder das Mauerwerk warten in erster Linie Hammel auf ihr unfreiwilliges Ende. Der intensive Brunftgeruch und das magere Fleisch schützen hingegen die Ziegenböcke vor dem Messer. Die prächtigen Hornträger schirmen nach außen hin die noch im Wollkleid leidenden Schafe ab. Viele Ringe an der Hornsubstanz sind Zeugen überlebter

Winter mit dem beinhaltenen Temperatursturz und der Futterknappheit. Aufmerksame Hirtenhunde ersticken jede Flucht im Keim. Es gibt kein Entrinnen. Umgerechnet 30 Euro kostet das Lebendgewicht. Alles wird verwertet. Das Herz, fein geschnitten und gebraten mit Paprika, gilt als Gaumenschmaus. Zerteilte Innereien und ganze wilde Zwiebeln in den Tiermagen gestopft lassen die mongolische Zunge schmalzen. Natürlich belastet die einseitige Esskultur auf Dauer den Cholesterinspiegel.

Unentwegt predigt die junge Generation der Ärzte die Folgeschäden. Nach Tradition der Mongolen aber braucht das Essen keine Raffinesse für die Geschmacksknospen zu sein. Die Aufnahme von Energie ist der alleinige Zweck der Verpflegung. Je fetter das Fleisch, desto begehrter die Mengen. Obst ist der Bildungsschicht vorbehalten. Höchst selten verirren sich auch Kartoffeln oder Karotten als Beilagen in die Schüsseln. Grob und plump von Wuchs, erinnern die Möhren eher an mutierte Futterrüben für das Vieh. Nie sieht man um die Jurte Geflügel oder gar Schweine ihr Futter suchen. Diesen Fleischlieferanten fehlt es an der Marschtauglichkeit bei den Umzügen. Mindestens sechsmal pro Jahr wechselt die Hirtenfamilie mit ihrem mobilen Zelthaus den zeitlich begrenzten Wohnplatz.

Milchprodukte sind auf dem Weideland die einzige Abwechslung von der einseitigen Fleischverpflegung. Die „weißen“ Speisen, wie eingedickter Rahm aus der Yak- bzw. Kuhmilch, Joghurt oder Topfen in verschiedenen Reifeformen, eine Art von steinhartem Käse und die begehrte vergorene Stutenmilch, stellen die Produktpalette dar. Ich scheue diese Lebensmittelschiene wie der Teufel das Weihwasser. Einen weiten Bogen ziehe ich auch um die alkoholische Milch. Sie ist mein persönliches Tabu. Ich hüte mich vor mutigen Kostproben, denn verheerend ist normalerweise ihre Wirkung für die europäisch geeichte Darmflora.

Meerschweinchen vom Grill gelten in Peru und Bolivien als willkommene Delikatesse. Bei den Nomaden nimmt das Murmeltier dieselbe Wertschätzung ein. Die Lust am Fett, der gute Preis für das begehrte Fell und der Bedarf für die Traditionelle Chinesische Medizin sind Garantien für die Ausrottung des putzigen Nagers. Bei besonderen Anlässen wird das erlegte Tier über die freie Kopföffnung ausgenommen. Sorgsam lösen die Experten Fleisch samt Knochen aus der Hülle. Die rohen Fleischportionen werden nur mit Salz nach

Bedarf gewürzt und wandern mit den klein geschnittenen Innereien wieder zurück in den Balg. Im offenen Feuer aufgeheizte, handliche Schmeichelsteine ergänzen die geschichteten Lagen. Ist der Fellsack prall gefüllt, dann verwenden die Meister der rustikalen Zubereitung vorwiegend hitzebeständigen Draht zum Zunähen der Öffnungen. Gezielt erfolgt mit modernen Gasbrennern das Versengen der Haare. Das System entspricht der Steppenvariation eines Druckkochtopfes und gart die Füllung vorzüglich. Selbstverständlich finden Hammel und Ziegen auf diese ungewöhnliche Weise ebenso ihre noble Verwertung. Von Hand zu Hand reicht sich die Familie bei Festen die heißen Steine als Glücksbringer weiter. Sie feiern auch mit reichlich viel Wodka.

Gerne verzichte ich auf die Begleitung meiner gut bezahlten Dolmetscherin. Bei meinem Ausgang bemerke ich, dass sich – trotz unglaublicher Ausbreitungsmöglichkeiten in alle Ebenen – die Familien hinter rustikalem Bretterwall verschanzen, auch auf dem Lande. Führen mich Neugier und Zufall am häufigen Blechverschlag des Eingangs vorbei, dann sorgt das wütende Gebell der Vierbeiner für die Beschleunigung meiner Schritte. Oft nehme ich das Rasseln der schweren Ketten als akustische Warnung vorweg.

Mit Respekt gegenüber den stattlichen Tieren halte ich einen größeren Abstand ein. Breit genug sind die Freiräume der Dorfwege zwischen den Palisaden gegenüberliegender Nachbarn. Gewarnt von dem Aufruhr der angehängten Köter – die tierischen Alarmmelder schlagen parallel zu meiner Bewegungsrichtung an – tauchen Männer auf, die mich mit eindeutigen Handzeichen verscheuchen. Arbeitende Frauen verschwinden mit ihren Kleinkindern in den Behausungen. Nicht verprügelt, aber symbolisch geschlagen suche ich mit der schussbereiten Kamera das Weite.

Natürlich respektiere ich die intime Atmosphäre hinter dem fast spaltenfreien Sichtschutz. „Freilaufende“ Kinder hingegen verfolgen mich wie den Rattenfänger und genießen die exotische Begegnung. Artgemäß äffen sie meine Sprache nach und ergötzen sich mit schallendem Gelächter an meinen fiesen Tricks mit der Fingerfertigkeit. Mit sichtlichem Vergnügen ahmen sie die simplen Zaubereien nach. Den Kamelbuckeln einer ziehenden Karawane gleich reihen sich die Hügel mit zunehmender Höhe zu einer Landschaftsform, die sich im Dunst der Ferne auflöst. Die Freiheit ist nicht nur über

den Wolken grenzenlos, sondern auch in der Bergsteppe. Weglos ist die Formation. Beliebig ist der Anmarsch zur ausgewählten Kuppe. Ein purer Wandergenuss auch ohne grobes Schuhwerk.

Unaufhaltsam treibt es mich im Schritt der Ochsen – gemächlich und ohne Verschnaufpausen – vorwärts. Unbedingt wünsche ich mir, die domestizierten Nachfahren der wilden Yaks endlich in ihrem freien Lebensraum zu sichten. Jeder kahle Steppenberg verspricht mir durch den Ausblick neue Hoffnungen. Menschenleer und totenstill ist es auch auf den höchsten Punkten. An der hohen Schlagfrequenz meiner Lebenspumpe merke ich erst die Anstrengung durch die vielen Höhenmeter.

Außerdem quält mich schon lange ein klebriger Gaumen. Das Durstgefühl wächst sich zu imaginären Phantasiereisen aus. Die Gedanken projizieren kühle Getränke, doch nirgends ist ein Rinnsal zu entdecken. Mein Orientierungssinn bereitet mir nicht die geringsten Sorgen, denn die zahlreichen rot gestrichenen Blechdächer der Dorfhütten leuchten wie Fliegenpilze aus der absolut strauch- und baumlosen Gegend.

Weit von der Siedlung abgeschweift, stoße ich auf ein ansehnliches Blockhaus. Bescheidener gezimmerte Hütten stehen im Abstand. Überrascht vom Fehlen des obligaten geschlossenen Palisadenzaunes, lockt es mich näher an das Anwesen. In unmittelbarer Nachbarschaft der Gebäude teilt sich die Steppenpiste. Eine Richtung führt über eine morsche Konstruktion, die einen zurzeit ausgetrockneten Fluss überbrückt. Offensichtlich haben die Wegbenutzer kein Vertrauen in das Bauwerk, denn viele Spuren führen durch das wasserlose Bachbett und umgehen das Risiko. Kein Kettenhund kläfft mir zur Begrüßung.

Fast unbemerkt erreiche ich eine Art Hoffläche und werde von einer Kleingruppe vergnüglich lärmender Kinder um ein Haar überfallen. Einem Außerirdischen gleich fasziniert mein Erscheinungsbild die Schüler. Einmal zupfen sie mich ungeniert an den Kleidern, ein andermal möchten sie neugierig meine Spiegelreflexkamera begripschen. Sie ahmen wie im militärischen Drill meinen Bewegungsrhythmus nach und wiederholen nach Art von Papageien meine Muttersprache.

Flugs schleppt ein Knirps einen luftarmen Ball herbei. Ohne Regelwerk entwickelt sich zum Gaudium aller Beteiligten ein Fußballspiel auf dem planen Steppenboden. Nur Grasbüschel bremsen das Rollen des „Fetzenlaberls“. Auch Mädchen schrecken vor dem Körpereinsatz nicht zurück und riskieren ihre Haut. Vermutlich ist mein unerwarteter Besuch das Ferienabenteuer in der Einsamkeit schlechthin. Dankbar für die Unterhaltung, posiert die kleine Bande für meine Bildersammlung. Selbstbewusst setzen sie sich in Szene. Sie feixen und grinsen bis über beide Ohren. Erfrischend diese Lebenslust.

Mein stümperhaftes Nachsprechen unbekannter mongolischer Wörter löst in den Kinderseelen eine Herzlichkeit und Heiterkeit aus, die ich noch nirgends auf meinen Reisen erlebt habe. Das Lachen der in allen Belangen wahrlich nicht verwöhnten Kinder regt in mir den Strom von Glückshormonen an. Mit wachsendem Respekt bewundere ich die sprachliche Kompetenz der aufgeweckten Truppe. Sie intonieren mit Leichtigkeit die Klangfarbe meiner Reizwörter. Vielleicht ist es die Musikalität der Steppenmenschen, ihre Freude am Singen, dass die Kinder sprachlich so brillieren.

Der Blick durch das Fenster bestätigt mir den Charakter einer Raststation. Drei urige Tische warten im Raum auf Benutzer. Schafwolle als Isoliermaterial hängt in großen Flocken zwischen den Rundlingen und den groben Pfosten des Fensterstockes. Ohne Unterhose krabbelt ein feister Knabe auf dem Bretterboden des menschenleeren Gastraumes. Hinter dem Haus liegt eine Ziege aus dem Fell geschlagen nackt auf dem Rücken. Die ausgebreitete eigene Felldecke des Wiederkäuers schützt vor Verschmutzung des Fleisches. Pansen, Organe und Gedärme liegen noch neben der offenen Leibeshöhle. Ein großer Weidling steht zum Transport des Fleisches bereit. Immer wieder vertreibt ein Mongolenpaar mit scharfen Worten die hungrigen Köter, die sich ihren Anteil vom Fleisch ergaunern möchten.

Die Frau – sie erlaubt mir ohne Schamgefühle das Fotografieren – schöpft die entlang der Wirbelsäule angesammelte Blutlache in einen Kübel. Kaum ist sie mit ihrer Tätigkeit fertig, greift sie sich das Ende des langen Dünndarmes und wickelt geschickt die vielen Laufmeter in Schleifen über ihren linken Unterarm. In hockender Stellung wird das Tier aufgearbeitet. Die sorgsame Verwertung jeder Muskelfaser und jedes Blutstropfens weckt Assoziationen. Meine Erinnerungen spülen jahrzehntealte Bilder meiner landwirt-

schaftlichen Wurzeln an die Oberfläche. Verzichten Vegetarier in unseren Breiten aus gesundheitlichen Gründen oder Tierliebe auf die Fleischeslust, dann fällt es mir leicht, ihnen Verständnis zu zollen. Die Verweigerung des tierischen Eiweißes ist eine persönliche Entscheidung und bedarf keiner Deutungsversuche. Pervers spitzt sich die Angelegenheit leider zu, wenn sich die grünen Gurus erdreisten, mit verbaler Häme die Fleischliebhaber zu beschimpfen. Inkonsequent und unreflektiert tragen auch sie, ungeachtet fremder Sitten und Herkunft, Schuhe aus Leder. Ein Rindvieh stirbt mittels Schlagbolzen, zur Verwertung des Fleisches und Verarbeitung der Haut zu Leder, genauso ungern wie der in Freiheit lebende Fuchs durch die Kugel des Jägers. Ob Boxhandschuh, Lederjacke oder Couchbezug, ist ziemlich egal. Die humane Tötung, das Vermeiden unnötiger Qualen auf den Transportwegen sind die wesentlichen Kriterien. All das wird bei den traditionellen Schlachtungen der mongolischen Nomadenfamilien eingehalten.

Fad ist während des alltäglichen Schlachtrituals hingegen den Kindern. Immer wieder versuchen sie mich vom Schlachtplatz fortzulocken. Das oft beobachtete Sterben der Haustiere zum Nutzen der Menschen ist für sie eine ganz normale Alltagssituation. Viel mehr Vergnügen bereitet den pubertierenden Knaben die Beobachtung der kopulierenden Straßenköter. Kein Mongole gibt für das Kastrieren von streunenden Hunden Geld aus. Ungehemmt bespringen Rüden läufige Hündinnen. Die Kinder hocken kichernd auf dem Boden und kommentieren auf Augenhöhe den Akt. Ihre Blicke pendeln zwischen dem natürlichen Aufklärungsunterricht und mir hin und her ...

Abgelenkt durch die fremde Sitte der Bodenschlachtung und der vergnüglichen Tollerei mit den Kindern, verrinnt mir die Zeit wie Flugsand zwischen den Fingern. Auf meinem eiligen Rückweg begehre ich versehentlich an der falschen Zaunfassade Einlass. Rasch bestätigt ein bissiger Hund, der wütend in der gespannten Kette hängt, meinen Irrtum.

Peinlich ist mir meine Unpünktlichkeit. Aber bei meinen Gastgebern spielt der Zeitfaktor nicht die geringste Rolle. Außerdem füllt die Hausfrau erst den Teig der begehrten Maultaschen mit der Mischung aus gehacktem Hammelfleisch und den Zwiebeln. Ihre Freundin, eine frisch diplomierte Absolventin der Kunstakademie, füttert das Herdfeuer mit den Holzabschnitten. Sie kümmert sich um

die Temperatur des Fettsees in der Riesenpfanne. Auch die Schwägerin schwänzelt mit einem Kind auf dem Arm herum. Sie lässt sich die Besichtigung eines europäischen Gastes nicht entgehen.

Ein Sortiment an verschiedenen Sitzgelegenheiten steht auf der buckeligen Betonplatte. Unüblich ist die Unterkellerung. Statt des „Altars“ mit verehrtem Kleinkram ist ein funktionierender Computer das Heiligtum der studierten Familie. Ohne Teppich oder schützende Matten präsentiert sich der Boden beider Jurten. Ein Indiz, dass der Raum nur als luftige Schlafstelle während der Sommermonate benutzt wird. Hochgebundene Filzdecken an der Basis des umlaufenden Scherengitters sorgen für Zugluft. Ungehinderten Zutritt verschafft die luftige Methode auch den kecken Wüstenmäusen.

Variationen rustikal geschnittener Bretter sehr unterschiedlicher Qualität liegen noch lose auf der Schalung der Decke. Spalten ermöglichen den Durchblick auf das nicht isolierte Steildach mit der Blechhaut. Gar mit einer kleinen Terrasse möchte der Hausherr seine Nachbarn schocken. Die Begeisterung und außergewöhnliche Idee für den Anbau hat er aus dem Internet. Hohlblockziegel statt Holz verwendet er für die Außenmauern. Reste davon hängen als Steinersatz an Seilen rund um die zwei Jurten im Hintergrund des Areals. Sie halten mit ihrem Gewicht die Filzdecken auf den Stangen und stabilisieren die Behausung. Zusätzlich ist das Ger mit Plastikfolien – eine moderne Anlehnung an das städtische Baumaterial – gegen die seltenen Regenfälle abgesichert.

Rundum verläuft ein lächerlich flacher Wassergraben, der die geringe Intensität der Niederschläge untermauert. Windeln und andere Wäsche schaukeln auf einer durchhängenden Leine. Der bescheidene Rest an Kleidungsstücken liegt geschichtet in einem offenen Regal auf der rechten Seite des Zelteinganges. Ein klassisches Gitterbett verblüfft während meiner Inspektion. Voller Stolz erklärt mir die Schwägerin – sie wohnt in der Jurte –, dass ihr Mann das Handwerk eines Zimmermanns ausübt und das „Käfigbett“ nach deutschem Vorbild gebaut hat. Selbstbewusst legt sie zudem Wert darauf, dass ihre Familie der christlichen Gemeinschaft angehört. Wir unterhalten uns in holprigem Englisch und sie lauscht ergriffen meinen Ausführungen über die europäischen Prachtbauten der Gotteshäuser. Mit keinem Wort erwähne ich den hohen Kirchenbeitrag und das Aufmucken des Kirchenvolkes.

Viele der Menschen hier auf dem Land sind wohlhabende und gebildete Städter. Sie entweichen der Luftverpestung des Ballungszentrums, leisten sich das Landleben und einen Zweitwohnsitz. Überall ragen profillose Altreifen, halb vergraben, als Markierung aus dem Steppenboden. Sie reservieren den künftigen Bauplatz. Zwischen 1994 und 2005 erhielt sogar jede neugegründete Familie quasi als Hochzeitsgeschenk ein Grundstück. Per gültigem Vertrag stand dem Paar laut Gesetz eine Fläche von 700 Quadratmetern zu.

Es steht den Leuten heute frei, den Besitz nun zu veräußern und das Geld als Anzahlung für die sehr teuren Zweizimmerwohnungen in der Hauptstadt einzusetzen. Rasch ist eine Jurte errichtet. Später folgt die Einfriedung durch den gewöhnungsbedürftigen Bretterverschlag. Ungeeignet als Lärmwand, aber ein massiver Sichtschutz. Lückenlos dicht vernagelt. Später folgt die Arbeit am Blockhaus. Eingetragen in einen Kataster, ist somit der ehemalige Staatsgrund privatrechtlich abgedeckt. Die Erschließung und ein Minimum an hygienischen Annehmlichkeiten sind leider der große Haken an dem System. Ungezügelt wachsende Siedlungen brauchen Infrastruktur, beispielsweise Schulen für den Nachwuchs. Die medizinische Versorgung bleibt ein Schamanengeheimnis.

Ein Stromanschluss ermöglicht das Betreiben elektrischer Geräte, aber das Brauchwasser gibt es nur von einer öffentlichen Zapfstelle. Unentgeltlich fließt es für die Selbstabholer aus dem geöffneten Hahn. Auf einachsigen Wägelchen karren vorwiegend Kinder oder Frauen mit Wasser gefüllte Milchkanen in die Küche. Mein Gastgeber verblüfft mich hingegen mit Fließwasser. Ein bleistiftdünner Strahl rinnt in ein rostiges Auffangbecken. Ungespielte Heiterkeit löst mein Staunen über das wundersame Rinnsal des kostbaren Nasses aus. Rasch ist das Rätsel gelüftet, denn hinter der Wand ist ein Behälter als Reservetank montiert. Was nützt den Wanderhirten mit ihren Familien das Menschenrecht auf täglichen Wasserbedarf von rund zwanzig Litern pro Person? Wertlos ist die Unterschrift der Politiker auf dem Papier.

Tierherden sind der Stolz der Nomaden. Die Wiederkäuer sichern ihr bescheidenes Leben. Das Vieh begründet Ansehen und Wohlstand. Nach der Regenzeit wächst den Wiederkäuern das Gras in das Maul und die Tiere folgen der Ernährungsgrundlage. Weit, weit weg sind oft die Wasserstellen und mühsam ist es, mit schweren Milchkanen



einen Vorrat zum Kochen zu horten. Uralt ist die Wertschätzung des nassen Elementes. Leben ist mit Wasser verknüpft. Es gibt keinen Ersatz für das Genuss-, Lösungs- und Transportmittel. Ein Frevler ist gar, wer ins Wasser spuckt oder unbedacht seine Notdurft darin verrichtet. Viel zu kostbar ist die Flüssigkeit, um sie für unnötige Waschw Zwecke zu missbrauchen. Körperteile, die nackt aus den Kleidungsstücken ragen, sind von einer dicken Patina Schmutz überzogen.

Beschämend peinigen mich die Gedanken, wenn ich an das Verprassen von Trinkwasser für unsere Klospülungen, Vollbäder oder Gartenanlagen denke. Sauberkeit und der Zwang zur Körperpflege nehmen im Leben der Seminomaden einen geringen Stellenwert ein. Aufwändig ist das Erwärmen von Wasser im Kochtopf. Der Einsatz von getrocknetem Dung, Holzresten oder gar gekaufter Kohle ist allemal nützlicher für das Zubereiten von Tee oder der Mahlzeiten eingesetzt. Die arbeitenden Menschen aus den Jurtensiedlungen stinken deshalb wie die Waschbären. Schweiß, zusätzlich gebeizt mit dem Duft des Heizmaterials, umhüllt als Auraersatz die Werktätigen. Zeretzte Transpiration duftet wie Buttersäure und die Abbauprodukte nach der Regelblutung beleidigen die Nasenschleimhäute.

Viele Leute, meint meine Gastgeberin Santchi, werden wohl ein langes Monat nicht nass, außer es regnet. Das Plumpsklo an der Grundstücksgrenze – in unseren Gefilden nimmt der Komposthaufen den Platz ein – ist ein Biotop für metallisch glänzende Schmeißfliegen und andere Insekten. Der Gestank während der warmen Sommertage wird rasch zur Gewohnheit. Dafür belasten keine Kanalgebühren das geringe Haushaltsbudget.

Auf der Rückfahrt ins Hotel vereinbaren Santchi und ich noch einen Deal. Sie erhält für ihren Mann meine getragenen Altkleider. Dank seiner ähnlichen Statur bedarf es keiner Änderungsarbeit an der Nähmaschine. Auch das komplette Sortiment der vorsorglich eingepackten Reiseapotheke geht in den Familienbesitz über. Besonders erpicht ist die Mutter von zwei noch nicht schulpflichtigen Kindern auf das Breitbandantibiotikum. Als freiwillige Verpflichtung ihrerseits erwirke ich mir das Abholen vom Flughafen, wenn ich von der abenteuerlichen Reise zu den Rentiernomaden an der sibirischen Grenze wieder zurückkehre. Außerdem vertraue ich ihr einen leichten Müllsack an, in dem ein Satz frischer Kleider für den Rückflug in die Heimat liegt.





# Epilog

Die medizinischen Untersuchungen fördern einen erfreulichen Gesamtbefund zutage. Entwarnung! Weder schwimmen Salmonellen in meinen Blutbahnen, noch haben sie sich zerstörerisch in lebenswichtige Organe eingenistet. Erspart bleibt mir der stationäre Aufenthalt im Spital. Mein Hausarzt bekämpft mit harter Dosierung das Übel. Erprobte Ratschläge ersetzen den Beipackzettel.

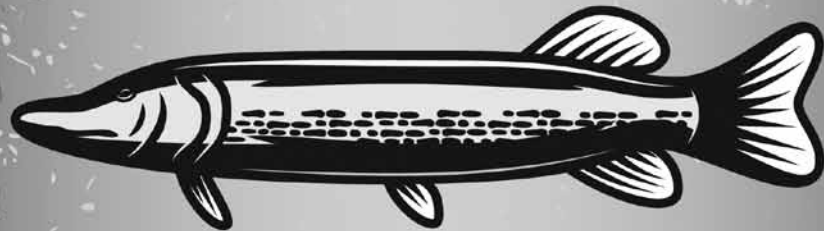
Längst verheilt sind bald meine unsichtbaren Narben durch die bedrohliche Entzündung. Nicht einmal die Erinnerung an die vom Siechtum gezeichneten Tage lösen Phantomschmerzen aus. Unvergesslich ist hingegen der Schatz der erlebten Großartigkeit der blühenden Bergsteppen, die Begegnung mit den Nomaden und ihren Tierherden.

Die abenteuerliche Flussbefahrung mit der traumhaften Fliegenfischerei auf Goldschwanzäschen, Lenoks und Taimen hat die Erwartungen weit übertroffen. Virulent nährt der Charakter des zentralasiatischen Kernlandes die Sehnsucht nach Ursprünglichkeit. Nachhaltig beeinflusst mich die Macht der Natur und verändert mein Wesen.

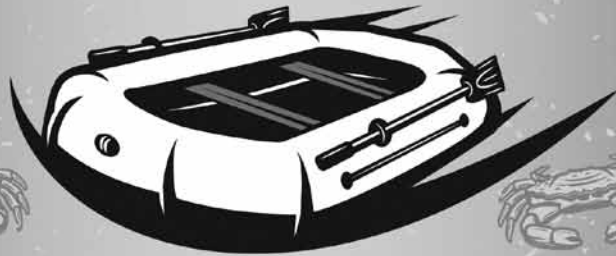




# WILDES FISCHEN



Der Pinzgauer Fliegenfischer  
Gottlieb Eder angelt sich von  
Aal bis Zander durch die Welt



edition  
riedenburg

## Und weiter geht's!

Ein Hornhecht in der Bermuda verstaubt statt im Fangnetz? Blutgierige Stechmücken in der Tundra, die sogar richtige Männer in den Wahnsinn treiben? Eine in der Mongolei langsam kultivierte Darminfektion, die drastische Mittel erfordert? Ach du dickes Ei!

Eigentlich hatte Gottlieb Eder nur den Fisch im Sinn und wie man ihn am besten überlisten kann. Doch die vielen abenteuerlichen Reisen über den Oberpinzgau hinaus machen das Zielobjekt immer wieder zum Nebendarsteller. Trotzdem lässt der Angel-Profi auch Nicht-Fischer und Naturliebhaber daran teilhaben, wie man mit List und Tücke Aal, die Vielfalt der Salmoniden und Zander an den Haken bringt. Denn eines ist klar: Das Privileg zu fischen ist ein Geschenk! Und der Traumfisch muss jeden Tag aufs Neue verführt werden, egal ob in der Heimat oder ganz weit weg.

Ab sofort im (Internet-)Buchhandel erhältlich

